

Religiöse Jugendbildung im Umbruch

Standortbestimmung und Perspektiven

Spätestens seit dem Weltjugendtag in Köln 2005 hat sich das Bild der religiösen Jugendbildung in einigen deutschen Diözesen verändert. Schon immer gehörte ein weit verstandenes Feld religiöser Bildung zum Proprium der kirchlichen Jugendarbeit: Besinnungstage mit Jugendgruppen in Pfarreien und Jugendbildungsstätten, liturgische Bildungsarbeit mit Ministrantinnen und Ministranten, eine religiös begründete und (sozial-)politisch wirksame Diakonie vor allem in den Jugendverbänden, daneben aber auch Jugendexerzitien, kleine Glaubenskurse und vieles mehr mit dem – im Unterschied zum schulischen Religionsunterricht – Qualitätskriterium der Freiwilligkeit und der Ganzheitlichkeit und damit – möglicherweise – einer größeren Nähe zu den wirklich wichtigen (Lebens-)Fragen von Kindern und Jugendlichen. Mit dem Weltjugendtag 2005 in Deutschland sind Veränderungen offensichtlich geworden.

Von Patrik Höring

PATRIK HÖRING

geb. 1968, Dr. theol., ist nach der Tätigkeit als Pastoralassistent in der Schweiz heute Referent für religiöse Jugendbildung im Erzbistum Köln. Autor verschiedener Veröffentlichungen u.a. zu Religionspädagogik und Jugendarbeit.

Ansprüche an die kirchliche Jugendarbeit werden deutlicher artikuliert, bislang weniger beachtete Themen wieder neu aufgegriffen. Da mag hier das Thema „Glaubensförderung“ zu einer (zwar nicht neuen, aber neu hervorgehobenen) Schwerpunktaufgabe bei der diözesanen Förderung kirchlicher Jugendarbeit erhoben oder dort im Bereich des Bischöflichen Jugendamtes ein neues

Referat „Jugendkatechese, Jugendspiritualität, Jugendliturgie“ eingerichtet werden.

Welchem Trend wird hier Rechnung getragen? Die „Wiederkehr des Religiösen“, die die katholische Welt in den beeindruckenden Bildern beim Tod Johannes Pauls II. und der Wahl von Benedikt XVI., beim Weltjugendtag 2005 in Köln und beim Besuch des Papstes in seiner bayrischen Heimat 2006 gekommen sah,

erhielt mit der 15. Shell-Jugendstudie wieder einen Dämpfer.

Eine kurze begriffliche Klärung soll dazu dienen, Klarheit über das Handlungsfeld zu erlangen. Denn Begriffe sagen immer auch schon etwas über den damit bezeichneten Inhalt aus.

Religiöse Lernprozesse – Glauben-Lernen – Katechese

Mit „religiösen Lernprozessen“ kann eine Vielfalt unterschiedlicher Formen des Lernens überschrieben werden: Es können genauso gut „allgemein-religiöse“ Prozesse wie am Glauben einer bestimmten Religionsgemeinschaft, also z.B. der katholischen Kirche, orientierte sein.

In diesem Fall würde man von einem Prozess des „Glauben-Lernens“ sprechen können. So lassen sich „Religiöse Bildung in der Schule“ und „Glauben-Lernen in der Gemeinde“ differenzieren. Ist der Prozess des Glauben-Lernens absichtlich und didaktisch angelegt und zielt er auf das Hineinwachsen in die Kirche, würde man von „Katechese“ sprechen. Katechese setzt ein erstes Interesse am Glauben und am Glauben-Lernen voraus. Oder – um mit Ignatius von Loyola zu sprechen: eine Sehnsucht nach dem „magis“, dem „je mehr“ im Leben, das uns der jüdisch-christliche Glaube verheißt.

Katechese bezeichnet also Lernprozesse in diesem Glauben und zwar solche, die

- (1) bewusst initiiert,
- (2) in der Regel partnerschaftlich strukturiert,
- (3) biografisch orientiert und
- (4) zeitlich begrenzt sind.

In 90 % der Fälle sind dies Prozesse, die auf den Empfang eines Sakramentes vorbereiten: die Erstkommunion im Kindesalter, die Firmung im Jugendalter, seltener die Ehevorbereitung (sofern es sich um mehr handelt als nur die kirchenrechtlich

notwendige Erstellung des Eheprotokolls).

Glaubensbildung – Mystagogie – Glaubensförderung

Im Unterschied zur Katechese vollziehen sich religiöse Lernprozesse in der kirchlichen Jugendarbeit viel häufiger in nicht bewusst initiiertes und zeitlich limitierter, gleichwohl aber in partnerschaftlich strukturierter und biografisch orientierter Form. Glauben-Lernen geschieht vor allem – und darin liegt die Chance – implizit. Jugendarbeit ist keine Katechese. Wohl aber hat sie eine katechetische Dimension. Es gibt in ihr eine Fülle von Feldern und Orten, Personen und Arbeitsformen, in denen erkannt und erlernt, erfüllt und erschmeckt, erahnt und erhofft wird, was christlicher Glaube bedeutet.

Und: Die Zielgruppe in der kirchlichen Jugendarbeit ist eine sehr bunte. Die offene Kinder- und Jugendarbeit hat häufig mit Menschen zu tun, die nicht zur Kirche gehören. Gleichwohl kann hier der christliche Glaube eine Rolle spielen. Man könnte hier vielleicht von „Glaubensweckung“ oder auch tatsächlich von „Mission“ sprechen. Die Heimstatt-Bewegung, der Vorläufer der katholischen Jugendsozialarbeit, verstand sich in den 1950er Jahren explizit als eine solche missionarische Bewegung im Kontext kirchlicher Jugendarbeit und Jugendpastoral.

Demgegenüber haben es andere Felder der kirchlichen Jugendarbeit, vor allem gemeindliche Gruppen und auch die Verbände, mit jungen Menschen zu tun, die bereits zum Glauben gekommen sind; Menschen, die getauft und oft auch gefirmt sind, die also zur Kirche gehören. Sie können eigentlich nur im Glauben, den sie schon kennen, wachsen und reifen.

Aus diesem Grund mag hier treffender von „Glaubensvertiefung“ oder von „Mystagogie“ (oder – mit

einem anderen Akzent – von „Glaubenskommunikation“) gesprochen werden. Der Begriff der „Mystagogie“ entstammt der Frühzeit der Kirche und bezeichnet die Phase nach dem Empfang der Taufe, das vertiefte Hineinwachsen in den Glauben und die Gemeinde, die Bewährung dieses Glaubens im Alltag.

Der Begriff „Glaubensbildung“, der uns ebenso häufig begegnet, macht in Rückgriff auf einen modernen Bildungsbegriff noch eher deutlich, wie sich der christliche Glaube heute entwickelt, nämlich durch die Selbsttätigkeit des Subjekts.

Was leistet demgegenüber der Begriff der „Glaubensförderung“, der in dieser Form in der Fachdiskussion neu ist? „Förderung“ ist ein Begriff, der in der Pädagogik und in der kirchlichen Jugendarbeit schon länger geläufig ist. „Förderung“ macht deutlich, dass es hier um ein Wachsen und Reifen geht, um einen qualitativen – weniger einen quantitativen – Zuwachs. Es macht deutlich, dass etwas gefördert wird, was schon da ist: der Glaube, der von Gott in jedem Menschen bereits angelegt ist.

Evangelisierung – Inkulturation

„Evangelisierung“ schließlich ist der Versuch, den umfassenden Prozess zu beschreiben, der sich vollzieht, wenn das Evangelium Jesu Christi seine Wirkung in einer Gesellschaft entfaltet. Er wurde entwickelt im Apostolischen Schreiben Papst Paul VI. „Evangelii nuntiandi“ (EN). Häufig begegnet uns dort auch der Begriff der „Inkulturation“. Das Evangelium taucht in eine Kultur ein und durchsäuert sie. Die Gesellschaft verändert sich durch die Sichtweisen und Maßstäbe des Evangeliums und vor allem natürlich durch die Menschen, die evangeliumsgemäß handeln. Und gleichzeitig verändert sich das Evangelium durch die Begegnung mit einer Kultur, weil es aufgrund der

jeweiligen Zeitumstände neu gelesen und neu verstanden wird. Die Kultur wird evangelisiert, das Evangelium wird inkulturiert.

Kultur kann in diesem Prozess natürlich auch Jugendkultur heißen. Evangelisierung beschreibt dann den Prozess, der sich vollzieht, wenn das Evangelium in eine Jugendkultur getragen wird.

Die Evangelisierung kennt dabei Stufen (vgl. EN 21-24) – oder besser: Phasen. Sie ähneln dem Ablauf der christlichen Initiation, werden aber als ein vielschichtiger und umfassender Prozess verstanden, der hier idealtypisch dargestellt ist und in Wirklichkeit in der Regel nicht geradlinig verläuft, sondern Sprünge oder Brüche kennt.

Der Vorteil dieses umfassend verstandenen Konzeptes liegt darin, dass alle unterschiedlichen Vollzüge religiösen Lernens hier einen Platz unter einem gemeinsamen Dach finden.

Der Weltjugendtag und seine Folgen – ein trojanisches Pferd in der Jugendarbeit?

Dass heute die Frage der Glaubensbildung und Glaubensförderung in Feldern der kirchlichen Jugendarbeit aktuell geworden ist, kommt nicht von ungefähr. Zwar sind strukturelle Veränderungen in den Ordinariaten der Auslöser, der tiefere Grund liegt aber in einem größeren Trend, der im Folgenden darzustellen ist.

Mit dem Weltjugendtag ist eine Entwicklung zu ihrem vorläufigen Höhepunkt gekommen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten das Thema der Glaubensweitergabe in unterschiedlichen Facetten immer wieder an die kirchliche Jugendarbeit herantrug. Mit dem Weltjugendtag 2005 haben diese Ansprüche an Offenheit und Deutlichkeit gewonnen.

Wie sehr werden da doch die lebens- und glaubensfrohen Jugendlichen aus dem Ausland als vor-

bildhaft geschildert! Wie ergriffen sind viele von den angeblich restlos überlaufenen Beichtstationen, von den gut besuchten Katechesen der Bischöfe, von der Frömmigkeit der Jugendlichen auf dem Marienfeld u.s.f.! Alles in allem wirklich ergreifende und begeisternde Erlebnisse und Erfahrungen. Der Weltjugendtag also ein Geschenk?

Der Weltjugendtag war ein Geschenk – zweifellos – und vielleicht doch auch ein „trojanisches Pferd“, wurden doch gleichzeitig in die Stadt, genannt „Jugendarbeit“, Dinge getragen, die nicht alle Verantwortlichen, Mitarbeitenden und Multiplikatoren gleichermaßen willkommen heißen: die alten Ansprüche und Erwartungen an eine religiös orientierte Jugendarbeit.

Exogene Faktoren (I): Zwischen Evangelisierung und Disziplinierung

Schon lange brennt den Bischöfen die Frage der Glaubensweitergabe auf den Nägeln. Seit den 1970er Jahren geht es um die Frage von Tradition und Traditionsabbruch. Vor dem Hintergrund zerbröselnder sozialer Milieus findet die Einführung in den christlichen Glauben nicht mehr selbstverständlich statt. Die Kirche verliert in Europa rasant an Boden und Einfluss. Spätestens in den 1960er Jahren wird dies offensichtlich. Auch das Konzil auf Weltebene und die nachkonziliaren Synoden in den europäischen Kirchen ändern daran nichts.

Bereits die Beschlüsse der Würzburger Synode sind dahingehend überraschend ehrlich. So macht der Beschluss zum Religionsunterricht endgültig Schluss mit einer katechetischen Unterweisung in der Schule und ernst mit einem konfessionellen Religionsunterricht, der sich an eine bunt zusammengewürfelte Schülerschaft richtet, die keineswegs mehr ausschließlich aus katholisch soziali-

sierten Jungen und Mädchen besteht. Zu dieser Offenheit haben sicherlich die umfangreichen Untersuchungen geführt, die vor der Synode deutschlandweit durchgeführt wurden.

Ein weiterer Beleg sind die Themen der Weltbischofssynoden, einem Instrument der Beratung, das Papst Paul VI. nach dem Konzil 1965 einrichtet. 1974 geht es um das Thema: „Die Evangelisierung in der Welt von heute“; 1977 um die Fortsetzung mit dem Titel: „Die Katechese in unserer Zeit“. Am Ende steht jeweils ein Papier: Das bekannte Schreiben „Evangelii nuntiandi“ (EN) und das Schreiben „Catechesi tradendae“ (CT).

Sind diese beiden Papiere, vor allem Evangelii nuntiandi noch von einem gewissen Optimismus geprägt, zeichnet sich mit dem Ende der Amtszeit von Papst Johannes Paul II. zunehmend ein ängstlich anmutendes Handeln ab. Man hat den Eindruck, die Kirchenleitung wolle mittels stärkerer Disziplin den Fortbestand der Kirche sichern.

Auf der einen Seite entsteht eine neue Katechismuswelle, die man in den 1980er Jahren eigentlich für abgeschlossen hielt.

- Nach den Katechismen in Holland, den USA und Frankreich und einer ganzen Reihe weiterer „Glaubensbücher“ in den 1960er, 70er und 80er Jahren gibt 1985 die Deutsche Bischofskonferenz den ersten Band des „Katholischen Erwachsenenkatechismus“ heraus. Wie seine Vorgänger in den Nachbarländern versucht er, ausgehend von den Fragen der Menschen, in zeitgemäßer Sprache das Apostolische Glaubensbekenntnis zu entfalten. Der zweite Band zu Fragen der Ethik folgt 1995.

- Zuvor, 1992, veröffentlicht der Vatikan den „Katechismus der katholischen Kirche“. Er ist demgegenüber der Versuch, in eher knappen Worten den Glauben der Kirche umfassend und möglichst vollständig wiederzugeben. Was als Grundlagenwerk für die Erstellung nationaler Katechis-

men gedacht war, entwickelt sich in Deutschland – vor allem durch die allen zugängliche Verbreitung auf dem Buchmarkt – zu einem Nachschlagewerk auch jener Gläubigen, denen nicht mehr nach tief greifenden, längerfristigen Glaubenskursen ist, sondern mehr nach Kurzinformationen darüber, „was denn nun richtig“, „was denn wirklich katholisch ist“.

- Letzte Frucht dieser Periode ist das 2005 von Papst Benedikt XVI. publizierte „Kompendium“ dieses Weltkatechismus. Es reduziert noch einmal den christlichen Glauben katholischer Prägung auf wenige Sätze, die in einem letztmals in den 1950er Jahren angewandten Frage-Antwort-Schema dargeboten werden. Dankbar wird es von konservativen Kreisen begrüßt und einzelnen Bischöfen als Grundlage der Katechese empfohlen.

Auf der anderen Seite steht das Thema der Liturgie – was nicht überrascht, ist es doch die für viele sichtbare Außenseite der Kirche. Dabei kommt die Rede oftmals auf die Rolle der Laien im Gegenüber zum Priester. Vor allem die letzten Amtsjahre von Johannes Paul II. sind ganz davon geprägt, die Eucharistie und damit das Priesteramt wieder in die Mitte des Bewusstseins zu rücken.

- 1997 erscheint eine Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester.
- Die letzte Enzyklika Papst Johannes Paul II. erscheint 2003 mit dem Titel: „Ecclesia de eucharistia – über die Eucharistie in ihrem Verhältnis zur Kirche“.
- 2004 erscheint die Instruktion „Redemptionis Sacramentum – über einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind“.
- Ebenfalls 2004/2005 wird ein Eucharistisches Jahr mit dem Eucharistischen Weltkongress im Oktober 2004 in Mexiko durchgeführt.
- Schließlich befasst sich die Bi-

schofssynode 2005 ebenfalls noch einmal mit dem Thema „Die Eucharistie: Quelle und Höhepunkt des Lebens und der Sendung der Kirche“.

Exogene Faktoren (2): Die Wiederentdeckung der „missionarischen Seelsorge“

Ziemlich genau mit der Wiedervereinigung Deutschlands 1990 entdeckt die deutsche Kirche den Missionsbegriff neu. Die radikale Diasporasituation der Kirche in den neuen Bundesländern wird nicht betrauert, sondern als Fanal für eine neue Aktivität auch in den alten Bundesländern wahrgenommen.

- 2000 erscheint die Erklärung der Deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat – Missionarisch Kirche sein“. Ihr beigefügt ist ein Brief des Erfurter Bischofs Wanke.

- Diesem Schreiben folgen in kurzer Zeit 2001 die Arbeitshilfe „Auf der Spur – Berichte und Beispiele missionarischer Seelsorge“;

- 2003 das Schreiben „Missionarisch Kirche sein – Offene Kirchen, brennende Kerzen, deutende Worte“

- und 2004 das Schreiben „Allen Völkern sein Heil – Die Mission der Weltkirche“.

- Und auch das Schreiben „Katechese in veränderter Zeit“ aus dem Jahr 2004 stellt das Glauben-Lernen an verschiedenen Stellen in den Kontext des missionarischen Handelns der Kirche.

Der Begriff der Mission ist damit wieder zu einem geläufigen Bestandteil kirchlichen Vokabulars geworden. Mission – ein Begriff, den man seit den 1970er Jahren eher vermied oder allenfalls für die weltkirchlichen Hilfswerke verwendete. Mission – das klang zu sehr nach Rekrutierung, nach kultureller Überformung, nach Kolonisierung und kirchlichem Imperialismus.

Inzwischen aber hat sich der Mis-

sionsbegriff deutlich gewandelt, nicht zuletzt dank einer Missionstheologie, die uns aus Lateinamerika und Afrika erreicht hat. Mission, das ist keine Einbahnstraße mehr, das ist Dialog, das ist Gespräch und Kommunikation. So spricht nichts mehr dagegen, in einer Situation der radikalen Diaspora, die ja nicht nur in den neuen Bundesländern vorliegt, sondern sich zunehmend auch für Westdeutschland abzeichnet, diesen Missionsbegriff auf das pastorale Handeln im eigenen Land, im ehemals christlichen Europa anzuwenden.

Zuletzt geschah dies in der Nachkriegszeit, als der Jesuit Ivo Zeiger Deutschland als „Missionsland“ einordnete. Auf dem Hintergrund der missionarischen Bewegung, die ihre Vorläufer in Frankreich hatte, wird die Jugendseelsorge und Jugendarbeit in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten als Teil einer „missionarischen Pastoral“ verstanden. Als Folge des Dritten Reiches und der Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs werden verschiedenste Negativ-Entwicklungen wie „moralischer Zerfall“, „sittlich-geistige Verrohung“, „Säkularisierung“, „konfessionelle Vermischung“ etc. namhaft gemacht, die Deutschland als ein „Missionsland“ erscheinen lassen.

Mission wird hier verstanden als Re-Katholisierung. Der Absolutheitsanspruch des Christentums in der Identifizierung der Kirche Christi mit der römisch-katholischen Kirche führt zwangsläufig in der negativen Beurteilung der Zeitumstände zu einer Verfolgung restaurativer Ziele. Die Heilsnotwendigkeit der Zugehörigkeit zur Kirche macht eine Mission breiter Volksschichten notwendig. Es geht um die Rückkehr zu einem katholischen Milieu, wie es vor dem Zweiten Weltkrieg in der Blütezeit der Jugendbewegung bestand.

Zur Verwirklichung dieses restaurativen Zieles ist die Jugendarbeit nun nicht nur Arbeitsfeld, sondern auch Handlungsträger. Das Apostolat

der Laien ist eine wichtige Funktion in diesem Prozess. Damit übernimmt die Jugend eine Mitverantwortung für die Neumissionierung und den Wiederaufbau eines christlichen Deutschlands. In dieses Konzept reiht sich nicht nur der BDKJ mit seinen Mitgliedsgruppen ein, auch die nichtverbandliche Jugendarbeit und die Heimstatt-Bewegung werden beeinflusst.

Die Situation heute ist eine andere und unsere Kirche heute ist eine andere. Insofern kann Mission nicht mehr verstanden werden als Restauration. Und die genannten kirchlichen Dokumente tun dies auch nicht. Schon für den Würzburger Synodenbeschluss zur kirchlichen Jugendarbeit ist eine diakonische Grundorientierung (Jugendarbeit als selbstloser Dienst an der Jugend und an der Gesellschaft) kein Widerspruch zu ihrer missionarischen Wirkung.

Mission ist Einladung und Angebot. Am prägnantesten formuliert im Schreiben der französischen Bischöfe an die dortigen Katholiken aus dem Jahr 2000, die dazu einladen, „den Glauben in der heutigen Gesellschaft anzubieten“: „proposer la foi“ – den Glauben anbieten, den Glauben vorschlagen.

Endogene Faktoren (I): Versäumnisse und Veränderungen

Ist damit die seit der Würzburger Synode leitende diakonische Orientierung der Jugendarbeit bedroht und kommen auf die Jugendarbeit wieder vermehrt katechetische Ansprüche zu? Hält gar eine überwunden geglaubte Katechismus-Didaktik wieder Einzug in die Pastoral?

Mit den Forderungen nach einer vermehrten Arbeit im Bereich von Glaubensbildung und -förderung wird etwas abverlangt, was in den Jahren und Jahrzehnten nach der Synode vielleicht zu stark abhanden gekommen war. Zu sehr war man

vielleicht damit beschäftigt, jeglichen Verdacht auf Rekrutierung und Proselytenmacherei abzuwehren.

Diese Abwehr war und ist bis heute notwendig. Die Durchsetzung einer selbstlosen, diakonisch orientierten Jugendarbeit in den 1970er Jahren, vor allem durch die Rezeption des Synodenbeschlusses, hat den Fortbestand der kirchlichen Jugendarbeit als Teil der öffentlich geförderten Jugendhilfe bis heute gesichert. Sie war die Basis für die anschließende, bis in die 1990er Jahre andauernde Theoriedebatte.

Und dennoch bestand und besteht die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Aus lauter Angst, das Wort „Gott“ inflationär im Munde zu führen, wurde es komplett vermieden. Das „Zeugnis ohne Worte“, wie der rein diakonisch verstandene Nächstendienst im Evangelisierungskonzept genannt wird, wurde vielleicht zu schnell zum Deckmantel für die eigene Verunsicherung im Glauben. Diese bei vielen Mitarbeitenden – also nicht nur bei der Kirchenleitung – gewachsene Selbsterkenntnis ist sicher eine Voraussetzung für die heutige Situation.

Eine weitere Rolle spielen die grundlegenden Veränderungen innerhalb der Kirche. Glauben-Lernen geschieht nicht mehr selbstverständlich im Rahmen des katechetischen Vierecks: Schule – Gemeinde – Familie – Jugendarbeit.

Zum Glauben kommt man nicht mehr von allein. Viele Jugendliche kommen ohne jegliche Vorerfahrung in die katechetischen Angebote der Pfarreien. Viele Jugendliche nehmen an kirchlichen Veranstaltungen teil, ohne in der Kirche aufgewachsen zu sein. Das ist deutlich anders als noch zu Zeiten des Würzburger Synodenbeschlusses. Heute gibt es immer weniger Vorbehalte gegenüber dem Glauben und der christlich-kirchlichen Glaubenspraxis. Und das kann gerade Mut machen, offener mit dem eigenen Glauben umzugehen.

Gleichzeitig hat sich auch die Mitarbeiterschaft so verändert, dass viele sich an die Kämpfe der 1970er Jahre nur noch mittels der Fachliteratur erinnern können. Die wenigsten haben noch eine indoktrinierende kirchliche Sozialisation selbst erlebt. Das oft als Schreckensbild gemalte Szenario entspricht oft nicht mehr dem eigenen Erleben. Und so ist bei vielen eine neue Offenheit für die Frage der Glaubensbildung in der kirchlichen Jugendarbeit festzustellen.

So fördert diese Diskussion auch mehr Ehrlichkeit: Kirche ist eine Gemeinschaft von an Christus glaubenden Menschen. Und da ist es ein Zeichen von Ehrlichkeit und Offenheit, dies auch zu zeigen und

zu benennen. Der selbstverständliche Umgang mit christlichen Symbolen, Traditionen, Ritualen und Gebräuchen in kirchlichen Einrichtungen kann ein Ausdruck davon sein.

Endogene Faktoren (2): Jugendarbeit zwischen Diakonie und Verkündigung

Diese Entwicklung lässt sich nachvollziehen an der jugendpastoralen Theorieentwicklung seit der Würzburger Synode.

Bis heute ist der Würzburger Synodenbeschluss Grundlage aller jugendpastoralen Konzepte. Doch schon während der Würzburger Synode geht es um die Frage: Ist Jugendarbeit Verkündigung oder ist sie Diakonie?

Vor allem das gesellschaftspolitische Handeln der damals noch führenden Jugendverbände suchte nach einer theologischen Legitimation. Man fand sie im Begriff der

„gesellschaftlichen Diakonie“, also dem Verständnis von Jugendarbeit als „einem selbstlosen Dienst der Kirche an den jungen Menschen“ und an der Gestaltung einer jugendgemäßen Gesellschaft. Innerhalb einer subsidiären Trägerstruktur in der Kinder- und Jugendhilfe ermöglichte dies bis heute eine Mitwirkung der Kirchen und der kirchlichen (Wohlfahrts-)Verbände an diesem staatlichen Auftrag.

In den 1980er Jahren wird mit dem Begriff der Evangelisierung versucht, diese Dichotomie von Verkündigung und Diakonie zu überwinden. Mit ihm kommt der Aspekt der Glaubensweitergabe wieder verstärkt in den Blick.

Das Apostolische Schreiben „Evangelii nuntiandi“ von 1975 wird einer Relecture unterzogen und Entwicklungen in Lateinamerika werden rezipiert. Besonders deutlich geschieht dies im Pastoralkonzept der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge der deutschen Bischofskonferenz

LITERATURTIPP

- Patrik C. Höring: Jugendpastoral heute. Aufgaben und Chancen. Kevelaer / Düsseldorf 2004.

(af) und der Bundesstelle des BDKJ aus dem Jahr 1987. Mit der Arbeit der Salesianer Don Boscos wird der Evangelisierungsbegriff für die Jugendarbeit auch in Deutschland bekannt und von einigen Bistümern in Rahmenkonzepten aufgegriffen (so u.a. im Erzbistum Köln 1999).

Zuvor hatte die Diözesansynode Rottenburg-Stuttgart 1985/86 ihre Überlegungen explizit unter das Thema „Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation“ gestellt.

Der Titel „Mit der Jugend Gott suchen“ macht den partizipativen Ansatz („mit der Jugend“), aber auch den inhaltlichen Schwerpunkt („Gott suchen“) deutlich. Ganz ähnlich geschieht dies im Konzept von Herbert Haslinger, der das Leitmotiv der „Mystagogie“ aufnimmt, um sein Konzept kirchlicher Jugendarbeit darzulegen. Damit rückt auch er die gemeinsame Gottsuche in den Mittelpunkt.

Bei allen Ansätzen ist die Absicht hervorzuheben, den Synodenbe-

schluss in guter Weise fortzuschreiben und eine qualitative Neuorientierung vorzunehmen. Nichts, was mit dem Synodenbeschluss erreicht wurde, soll rückgängig gemacht oder relativiert werden.

Die verschiedenen Ansätze tragen dem Umstand Rechnung, dass wir es heute immer weniger mit einer Kirchenkrise als vielmehr mit einer Glaubenskrise zu tun haben. Waren in der Zeit der Würzburger Synode möglicherweise noch Fragen der kirchlichen Gestalt Mittelpunkt so mancher Debatte, ist heute festzustellen, dass die Mehrheit der jungen Menschen auch mit dem Gehalt christlichen Glaubens nicht mehr viel anzufangen weiß. Bedrohlicher noch als die Fragen von Pflichtzölibat oder Frauenpriestertum, Papstamt oder Kirchensteuer scheint die Frage der Zukunft des Glaubens zu sein.

Andererseits aber muss auch daran festgehalten werden, dass „Glaubensweitergabe“ nicht das al-

leinige Ziel kirchlichen Handelns ist. Im Dienst an den Menschen geht es auch um den Menschen und seine alltäglichen Sorgen als solche, auch wenn sich darin ein Glaubenszeugnis ereignen kann.

Mit den neuen Erwartungen von Seiten der Kirchenleitung werden also bereits bekannte Anforderungen an die kirchliche Jugendarbeit gestellt; Anforderungen, die sie im Rahmen der Theoriedebatte der 1980er und 1990er Jahre von innen her selbst längst neu entdeckt hat.

Jugendarbeit ist diakonisch orientiert, hat aber immer auch eine verkündigende, eine katechetische Dimension. Sie wird inzwischen umfassend verstanden als offen auf die übrigen kirchlichen Grundvollzüge Liturgie und Verkündigung. Entweder im Kontext des Evangelisierungskonzeptes (vgl. bes. M. Lechner) oder im Kontext einer auf dem Regulativ der christlichen Koinonia fußenden Konzeption.